

Utopien sind die neuen Realitäten

Die Klimadebatte zwischen Katastrophen & Utopien – Ein offener Brief. In: «Kosmopolitics – Ist das Utopie oder kann das weg?», 3.2.2020 (Klimastreik Zürich & Kosmos)

Jürgmeier

Liebe Klimajugendliche

Ich danke euch für die Einladung, an dieser Veranstaltung mit einem Beitrag teilzunehmen, der nicht mehr als ein Einwurf von der Seitenlinie sein kann. Wenn einer wie ich – der nichts mehr muss – nicht ganz froh wäre, wenn er doch noch manchmal gebraucht wird, hätte ich mit der Zusage gezögert. Schliesslich könnte ich euer Grossvater sein und bin in gewisser Weise ein Angeklagter. In eurem «Brief an Eltern» habt ihr im April festgestellt: «So, wie ihr heute lebt, werden wir nicht mehr leben können. Warum tut ihr nichts?» Wenn meine Enkel – die noch etwas zu klein dafür sind und nur fragen, weshalb ich kein Auto hätte –, wenn die mit euch riefen «Wir sind hier, wir sind laut, weil man uns die Zukunft klaut», würde ich es bestimmt allen erzählen, ob sie es hören wollen oder nicht. Wäre solcher Stolz schon Vereinnahmung? Jedes «Aber» eine faule Ausrede? Der kleinste Hinweis auf vergangene Erfahrungen ein unerwünschter, weil entmutigender Ratschlag? Ihr wollt uns in Panik versetzen. Und ihr habt recht. Wer jetzt noch keine Angst hat, hat keine Fantasie. Wie es der Basler Philosoph Hans Saner vor Jahren formuliert hat. Fantasie ist nicht nur gefragt, um sich vor Augen zu führen, was passieren könnte, wenn wir weitermachen, als ob nichts geschähe. Fantasie braucht es auch, um Ideen zu entwickeln, wie die kapitalistische Wachstumsgesellschaft überwunden werden kann, ohne die Reflexe des alten Kalten Krieges zu reaktivieren. «Auf die schrille Panikmache soll der sozialistische Umbau unserer Gesellschaft folgen.» Schreibt der aktuelle Präsident Albert Rösti im *Extrablatt der Schweizerischen Volkspartei* im Juni 2019 zur Klimafrage.

Ihr verlangt «System Change, not Climate Change.» Uns werft ihr vor, wir hätten eure Zukunft verspielt. Hätten dem Wachstum von allem nur zugeschaut. Statt getan, was getan werden muss. Unser Leben – verlorene Jahre. Nur, fragt der Alte, fragt es trotzig: Wer ist «wir»? Und wer seid «ihr»? «Die Jugend» ist viele. Junge Menschen protestieren. Aber nicht alle. Und nicht alle, die protestieren, protestieren gegen dasselbe und träumen vom Gleichen. Auch «die Gesellschaft» ist viele. Auch Erwachsene haben ungleiche Befindlichkeiten, Vorstellungen und Visionen. Verfügen nicht über denselben Einfluss, gleich viel Macht oder vergleichbare ökonomische Ressourcen. Sind nicht alle gleich verantwortlich für die aktuelle Lage. Und gab es unter den vielen «Wir» nicht auch das eine oder andere, das, lange vor eurer Geburt, die Zeichen erkannte? Nicht wenige, die verzweifelt sind?

Wenn es so weitergeht, geht es nicht weiter. Eine Aussage tief aus dem letzten Jahrhundert, als wäre sie für heute geschrieben. Wenn ich in meinen alten Texten und Büchern blättere, finde ich Sätze, die an eure Zukunft erinnern. «Fünf nach zwölf – na und?» Titel eines Buches, herausgegeben 1983. In Zeiten der Angst vor dem «Big Bang» (als Folge des befürchteten atomaren Schlagabtauschs der Grossmächte und/oder der Umweltzerstörung). Damals glaubte ich, ich würde – wie alle anderen – das Jahr 2000 nicht mehr erleben. Ich bin vorsichtiger geworden mit Zukunftsprognosen. Auch wenn die Zeichen an der Wand immer deutlicher werden. Aber wir leben ja noch. Alle, fast alle machten weiter. Obwohl auch den Tüchtigsten längst klar war, dass die nutzlose Musse euer Leben besser schützen würde als die effiziente Produktion von (überflüssigen und tödlichen) Mehrwerten. Die Trommeln von Marschmusik und Techno vertrieben bei den meisten die aufkommende Panik.

«Den Jungen gehört die Zukunft.» Ein trügerischer Satz. Denn die Macht über die Zukunft, die haben «die Alten». Und die flüstern, wenn sie unter sich sind: «Zum Glück sind wir nicht mehr jung.» Die Zukunft ist eine Kolonie «der Erwachsenen». Weil die Ressourcen der Gegenwart knapp werden, bedienen wir uns in den Lagern unserer Kinder und vergraben unseren Müll im Boden unserer Kindeskinde. Die sogenannten Generationenverträge werden einseitig unterzeichnet, bevor die Kinder lesen können. Unsere Hinterlassenschaft, die Welt, die durch Krieg, ökonomisches Wachstum und ökologische Zerstörung bedroht scheint, euer Erbe – das könnt' ihr nicht ausschlagen. Denn es gibt keinen Planeten B, wie es auf euren Transparenten heisst.

Seit dem weitgehenden Zusammenbruch des «real existierenden Sozialismus» Ende des letzten Jahrhunderts – der grosse menschliche Opfer gefordert und die Utopie diskreditiert hat – gilt der real existierende Kapitalismus als alternativlos. Markt total. Nur er, heisst es, könne allen Wohlstand, Freiheit und Demokratie bringen. Nur anhaltendes Wachstum könne unsere Arbeitsplätze, Alters-, Sozial- und Krankenversicherungen, unsere mehr oder weniger gemütlichen Existenzen garantieren. Aber einmal vorausgesetzt, wir würden in anderen Verhältnissen leben – würden wir uns dann diese in erster Linie auf Profit und nicht auf die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ausgerichtete Gesellschaft als anzustrebende Utopie vorstellen? In der Tragsäcke für Hunde und Massenvernichtungswaffen das Bruttosozialprodukt steigern. Das als zentraler Indikator für den Wohlstand gilt. Obwohl er nichts über die Verteilung dieses Reichtums und die Nachhaltigkeit des entsprechenden Lebensstils aussagt. Eine Gesellschaft, in der das Kredo «Konsum ist geil» 24 Stunden im Tag gilt. Ein zerstörerischer Suchtkreislauf. Dieses Schlaraffenland des Konsums verdrängt die Bedrohung in den Köpfen. Erzeugt noch mehr Bedrohung. Noch mehr Konsum. Noch mehr Fluchten an Palmenstrände. Solange es sie noch gibt.

Vergleichbar mit denen, die auf die Verelendung der «Massen» als Auslöser für soziale Revolutionen setzten, liebäugeln einige in diesen Zeiten damit, es müsse alles noch viel schlimmer kommen, bis «die Menschen» endlich begriffen und handelten. Die Katastrophe als Lernfeld. Der Philosoph Peter Sloterdijk hat unter dem Titel «Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?» schon 1987, kurz nach dem GAU von Tschernobyl, deutlich ge-

macht, was das Hoffen auf die Katastrophe als Katastrophenwarnung in letzter Konsequenz bedeutet: «Erst der reale Weltuntergang ist die vollkommene Warnung vor dem Weltuntergang.»

So bleibt – statt der Drohung mit apokalyptischen Strafen – nur die Utopie, die mit einem glücklichen Leben für alle lockt, als Ermutigung zum Handeln. Aber was wäre ein glückliches Leben? Ich weiss nicht, ob heute in Schulen noch Böll gelesen wird. In seiner «Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral» versucht ein deutscher Tourist einen Fischer im Süden dazu zu bringen, immer wieder aufs Meer hinauszufahren und mit ertragreichem Fang zurückzukehren, damit er sich schliesslich einen kleinen, dann einen zweiten Kutter, eine Räucherei, einen Hubschrauber und vieles mehr zulegen, richtig reich werden könne. Aber der sture Fischer will nur wissen: «Was dann?» Zwar malt der Fremde nochmals das grosse Glück an die Wand: «Dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.» Mit einem gelassenen «Aber das tu ich ja schon jetzt» beendet der Fischer die ökonomische Mission des Touristen und stellt, zumindest durch sein Verhalten, das weitgehend unbestrittene Wachstumsdogma in Frage und lebt auf seine Weise eine Utopie, die mit dem Frommschen «Sein statt Haben» charakterisiert werden könnte.

Umgekehrt allerdings würde die Geschichte nicht funktionieren. Wenn «die Reichen» sagen, und das tun sie ganz gerne, «Geld macht nicht glücklich», werden «die Armen» misstrauisch. Denn sie bezahlen mit Geld ihr Essen, ihre Wohnung und die Schulreise ihrer Kinder. Und vor allem haben «die Reichen» ihr Geld, das sie nicht glücklich macht, noch selten unter «die Armen» verteilt. Die Klimafrage, Umweltfragen generell sind auch soziale Fragen. In einer Gesellschaft, in der die Existenz am dünnen Faden der Erwerbsarbeit hängt, müssen sich Menschen an ihren Arbeitsplatz klammern, selbst wenn da nur Überflüssiges und Zerstörerisches produziert wird. Wo die Arbeitsstunde der einen viel weniger wert ist als die Arbeitsstunde der anderen, wehren sich die einen, gegen lineare Benzinspreiserhöhungen. In einer begrenzten Welt, die nicht mehr auf anhaltendes Wachstum setzen kann, stellt sich die Verteilungsfrage radikaler denn je. Die Grafikerin Manuela Pfrunder – die übrigens die neuen Banknoten entworfen hat – rechnet in ihrem 2002 publizierten Buch «Neotopia» minuziös vor, was unbegrenzte Solidarität zwischen Ost und West, Nord und Süd, Zürich und Burundi konkret bedeuten würde: «60 Tage im Jahr leidet der Mensch an Hunger... 14 Jahre und 8 Monate im arbeitsfähigen Alter ist jede einzelne Person arbeitslos... Alle 70 Jahre erhalten wir ein neues Paar Jeans...» Wer von uns ist bereit, leidenschaftlich dafür zu kämpfen, dass wir bekommen, was uns zusteht?

Zu sozial und ökologisch nachhaltigen Utopien führen keine breiten Autobahnen, sondern eher schmale Bergpfade, auf denen unterschiedlichste Abstürze drohen. Zum Beispiel die Diskreditierung «des Menschen». Wo eine auf dem Reissbrett entworfene Utopie absolut gesetzt wird und nicht mit realen, «unzulänglichen» Menschen rechnet, erscheinen diese als Störung eines an sich perfekt funktionierenden Systems und müssen, beispielsweise in Diktaturen, zu «neuen Menschen» umerzogen werden, notfalls mit Gewalt. Oder die Diskreditierung der Utopie. Wenn es nicht gelingt, Utopien in erhoffter Zeit einzulösen, neigen

wir dazu, die Utopie als Illusion oder «Jugendsünde» zu verwerfen. Wenn du nicht bekommst, was du dir wünschst, wünsche dir, was du hast. Für wen ist die Verwirklichung von Utopien – die immer wieder neu gedacht werden müssen – ein «Nice to have», für wen eine Notwendigkeit?

Wir, die wir schrieben «Utopisch Anmutendes wird diesen Planeten retten», wir sind gescheitert. An Realitäten, die auf ökonomischen und politischen Sand gebaut sind. In eurem «Brief an Eltern» schreibt ihr: «Wir müssen nicht mehr diskutieren, wir müssen handeln.» Gilt das nur fürs Klima? Müssen sich die Opfer von Krieg Hunger Gewalt gedulden, weil es sie ohne Klimawende eh nicht mehr geben wird? Wir stecken in einem kaum lösbaren Dilemma: Zum einen bleibt nicht mehr viel Zeit. Zum anderen brauchen demokratische Entscheidungsprozesse – und die sind Teil jeder Utopie – Zeit, viel Zeit. Auch Demokratie muss immer wieder neu gedacht werden. An den Verhandlungen unserer Zukünfte müssten ja alle, zum Beispiel auch Jugendliche und Kinder, beteiligt werden, denn die tragen die Folgen. Aber an diesen Verhandlungstischen sässen auch jene, mit denen ihr (und ich, zugegeben) lieber nicht reden würden. Die Wachstumsgläubigen und jene, die Menschen nur noch als ökologische Fussabdrücke sehen beziehungsweise längst begonnen haben, sich eine radikal geschützte Natur, eine Welt ohne Menschen vorzustellen.

Zum Schluss bleiben Fragen, auch unbequeme:

- Bekommt der Philosoph Günther Anders doch noch recht, der nach Tschernobyl, in Zeiten der Angst vor einem Atomkrieg und der No-future-Generationen, die heftig diskutierte Aussage gemacht hat, er halte es für erforderlich, «dass wir diejenigen, die die Macht innehaben und uns (ein millionenfaches (Uns)) bedrohen, einschüchtern»?
- Sind Friedfertigkeit und Demokratie ein «Luxus», den wir uns nicht mehr leisten können?
- Wenn ihr in Zeiten des «Notstands» mit handlungsfähigen Diktaturen liebäugelt – wen ausser euch selbst könnt' ihr euch als rettenden Führer oder schützende Monarchin vorstellen? Und wer hat mehr Erfahrung mit erfolgreicher Machtergreifung?
- Wie müssten Verhandlungen gestaltet werden, die alle beteiligen und die vielfältigen Bedrohungen noch rechtzeitig abwenden?
- Wären demokratische Prozesse doch schneller als diktatorische Zwänge? Weil sich in ausgehandelten Zukünften alle einigermaßen heimisch fühlten? Kein Widerstand ihre Umsetzung behindern würde?
- Was rettet uns – realpolitische Massnahmen oder utopisch Anmutendes?

Fragt ein besorgter Grossvater, der schon lange nicht mehr weiterweiss, der eure Hoffnungen teilt und, vermutlich, gerne in eurer Welt gelebt hätte. Und manchmal sind Utopien, wenn auch kleine, die neuen Realitäten. Das ist nicht nur das verzweifelte Pfeifen im dunklen Wald. Als ich etwa so alt war wie ihr, jedenfalls jene, die noch nicht zwanzig

sind, waren Frauen in der Schweiz noch keine Bürgerinnen mit Stimm- und Wahlrecht, in der Schule wurde die Prügelstrafe noch ganz selbstverständlich als pädagogisches Instrument eingesetzt, in Berlin trennte eine Mauer Menschen zwischen Ost und West, und im deutschen Rhein konnten sie Filme entwickeln, weil die Basler Chemischen ihre ganzen Abwässer dem «Vater Rhein» auf die Reise ans Meer mitgaben. Da hat sich inzwischen einiges geändert. Utopien sind die neuen Realitäten. Manchmal.